



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

13. Jahrgang.

Blumenau, im Juli 1920.

Nr. 7.

Hausvaterpflicht.

5. Mose 6, 4—7. Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Herr. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst oder aufstehest.

Ein uraltes Wort ist das, vor Jahrtausenden dem Hirtenvolk der Israeliten gesagt, Leuten, die uns fremd sind in Aussehen und Sprache, in Sitten und Gebräuchen. Dennoch ist das Wort für uns gültig, ernster und bedeutungsvoller sogar als seit manchem Jahr. Denn die Zeiten sind nicht mehr, in denen die Schulen unseren Kindern wie selbstverständlich Gelegenheit boten, Gottes Gebote und Christi Lehre kennen zu lernen. Besondere Stunden, außerhalb des Lehrplans, müssen eingerichtet werden, damit die Kinder auch nur einen Teil dessen lernen, was sie brauchen, um zu Christen emporzuwachsen.

Da tritt die Pflicht der Eltern, des Hausvaters insbesondere, ein. „Die Worte, die ich dir heute gebiete — die Gebote nämlich — sollst du zu Herzen nehmen und deinen Kindern einschärfen!“ Wieviele Eltern gibt es, die ihren Kindern Kleidung und Essen geben, sie in Krankheit behüten, sie ein Handwerk lernen lassen oder sonst sie zum Erwerb tüchtig machen, und die niemals auf den Gedanken kommen, daß sie ihnen auch Ehrfurcht vor Gottes Gebot einschärfen sollten, und daß kein Handwerk und kein Wissen sonst für die Kinder so bedeutungsvoll ist, als daß sie Gottes Willen kennen und als Richtschnur nehmen. Da liegt viel mehr Gewähr des Glückes und der Tüchtigkeit drinnen, als in mancherlei Kunst- und Geschäftserfahrung.

Dabei gibt es der Gelegenheiten soviele! „Du sollst davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst oder aufstehest.“ Beim abendlichen Dichte finden sich Eltern und Kinder zusammen, wie schön ist es dann, wenn die Gespräche nicht nur um des Tages Last und Mühe oder wohl gar um Zank und Feindschaft sich drehen, sondern auch einmal von unserm Herrgott die Rede ist! Wie schön ist es, wenn dann Vater und Mutter den Kleinen vom Herrn Jesu erzählen, vom Kinde in der Krippe, vom gekreuzigten und auferstandenen Heiland! Wie gut wäre es, wenn der Vater auf dem Wege zum Stadtplatze dem Kinde nicht nur die Felder der Nachbarn zeigte oder ihm Geschichten vergangener Tage erzählte, die oft garnicht einmal schön sind, sondern ihn auf Gottes Gnade und Gottes Walten aufmerksam machte! —

Unsere Jugend ist unsere Zukunft! Und wenn hier ein Geschlecht aufwachsen soll, das der Vater wert ist und ihre Arbeit erhält und fortsetzt, dann müssen die Kinder lernen, vor Gott demütig sich zu beugen und Liebe am Nächsten zu

üben. Ein frommes Volk besteht, ein gottloses geht zu Grunde! So lehrt uns die Geschichte, zumal der neuesten Zeit! Gott gebe, daß hier die Eltern ihre Kinder lehren mögen, was zu ihrem Frieden dient und sie sie gesund erhält an Leib und Seele! Amen.

N.

Glaube und Heimat.

Religiös-nationale Gedanken zur Gegenwart.
Synodalvortrag (10. IV. 1920 in Rio) von K. Bliedner.

Glaube und Heimat!

Wer von Ihnen, verehrte Glaubens- und Volksgenossen, die deutsche Dichtung des letzten Jahrzehnts vorm Kriege kennt, der wird wissen, daß diese Worte den Titel eines Dramas von Karl Schönherr bilden, das seinerzeit trotz manchen Widerspruchs mit seltener Begeisterung aufgenommen wurde. Da es doch wohl nicht allen bekannt ist, möchte ich über seinen Inhalt einige Andeutungen geben. Luthers Reformation hatte im Sturme fast ganz Deutschland erobert, und wir würden heute nicht das betrübende Bild eines konfessionell gespaltenen Vaterlandes haben, wenn nicht damals sehr bald die Reaktion, die katholische Gegenreformation eingesetzt hätte. In den nördlichen Teilen Deutschlands richtete sie wenig aus, um so mehr aber in den bayerischen und österreichischen Landen, weil ihr da die Fürsten, der Kaiser an der Spitze, fördernd zur Seite standen. Nur in gewissen Strichen, besonders unter der zähen Bauernbevölkerung der Alpenländer, vormochte sich das Evangelium länger zu halten, bis dann die furchtbaren Verfolgungen besonders unter den Salzburger Fürstbischöfen kamen, bei denen die meisten evangelischen Gemeinden zu Grunde gingen — Gott sei Dank weniger durch Abfall als dadurch, daß Tausende den Glauben der Heimat vorzogen und lieber auswanderten als ihrem Gott die Treue brachen. In diese Zeiten führt uns die erwähnte Dichtung hinein. Da ist der Bauer Christoph Rott, ein Prachtmensch, wie wir unserm Vaterland ein paar tausend wünschen möchten — die würdigen schon wieder zurechtbringen. Da ist der Sandperger, in gewisser Hinsicht sein Gegenstück, denn er zieht zuletzt im Gegensatz zu Rott die Heimat dem Glauben vor — und doch sagt eben der Rott vor ihm: du bist der allerstärkste. Da ist ein kaiserlicher Reiter, der, obwohl Diener des Blutbischofs, doch ein Mensch geblieben ist; er zerbricht am Schluß sein Schwert mit einem Fußtritt, weil es ihn eckelt, an solchen Menschen zum Henker zu werden. Wie lieben wir diese deutschen Alpenbauern um ihrer zähen Liebe willen, mit der sie an ihrer schönen und doch so mühsam nährenden Bergheimat hängen; wie bewundern wir sie um ihrer Glaubenskraft willen, mit der sie es doch fertig bringen, diese Liebe zu bezwingen und, ihrem Glauben treubleibend, in die Ferne zu ziehen. Der Dichter ist um seines Glückes willen von der katholischen Kirche hart angegriffen worden und hat in einer Erwiderung erklärt, er habe durchaus nicht gegen die katholische oder für die evangelische Kirche schreiben wollen; er stehe dem Inhalt ganz neutral gegenüber, nur dichterisch

habe ihn der Gegensatz von Glaube und Heimat interessiert. Wir bedauern eigentlich diese Erklärung, wie wir uns sagen: ein Dichter müßte mehr innere Anteilnahme an seinem Stoff und seinen Personen zeigen. Aber es liegt heute nicht in meiner Absicht, zu kritisieren; ich habe den Titel des Schauspiels eigentlich nur als Anknüpfungspunkt gewählt.

Was ist Glaube? Was ist Heimat? Ich denke, der bloße Klang dieser Worte schlägt in Ihren Herzen tönende Saiten an. Vielleicht steigen Bilder aus ferner Jugend auf: ein Sonntagmorgen im Sommer Sonnenschein; aus der Dorfheimat weht der Glodenklang herüber und ladet ein: auch deine Seele soll finden, was sie froh und stark macht. Oder ein Kriegsgottesdienst, wie wir sie auch hier unter uns feierten, wo die Liebe zu den Brüdern drüben, zum Stammland unserer Väter, mit dem Glauben an den gewaltigen Lenker aller Schicksale und Völkerschicksale sich zu herzerbehebendem Einklang verband. Um uns aber nicht in allgemeine Betrachtungen und vage Empfindungen zu verlieren, wollen wir versuchen, mit den beiden Worten: Glaube und Heimat ganz bestimmte Begriffe zu verbinden. In der genannten Dichtung von Schönherr ist Heimat die schon von den Vorfahren bewohnte Scholle, auf der die Menschen nicht bloß geboren sind, sondern die ihnen eigentümlich zugehört. Der Heimatssinn ist bei den landbesitzenden Bauern besonders stark ausgeprägt. Und unter Glaube versteht der Dichter offenbar die Zugehörigkeit zu der Religionsgemeinschaft, in der man aufgewachsen ist und der man nun auch durch innere Zuneigung angehört in der Gewissheit, daß sie den richtigen Weg zur Seligkeit zeigt. Glaube und Heimat so gefaßt, können bestens mit einander harmonieren, ja sie bilden in ihrer Vereinigung eine sichere Grundlage wahrhafter Glückseligkeit. Wohl dem Menschen, der beides ungestört genießen darf! Leider ist solcher ungestörter Genuß nicht möglich, nicht etwa weil zwischen Glaube und Heimat ein innerer Gegensatz bestünde; aber was Gott nicht will, kann die Bosheit der Menschen zuwege bringen. So auch bei Schönherr: Da ist der katholische Bischof, der seine evangelischen Untertanen vor die Wahl stellt: entweder — oder; entweder ihr befehrt euch von eurer Ahezei und kehrt zur römischen Kirche zurück, oder ihr müßt fort. Da heißt es nicht: Glaube und Heimat, sondern: Glaube oder Heimat. Für den Dichter gibt dieser Gegensatz einen wundervollen Stoff zu einer dramatischen Handlung. Aber ich habe mir heute eine andere Aufgabe gestellt; für mich ist gerade das „und“ wichtig, Glaube und Heimat. Jene treuen Bekenner haben die Heimat um ihres Glaubens willen verloren, ich möchte zu zeigen suchen, wie uns der Glaube helfen muß, daß wir die Heimat nicht verlieren.

Da muß ich aber den beiden Worten einen etwas anderen Sinn geben als Schönherr. Ich meine hier Glaube nicht im Sinne der besonderen Konfession, sondern im Sinne der heiligen Schrift, d. h. etwa sowie Paulus es meint, wenn er Glaube, Hoffnung und Liebe als die 3 Grundbedingungen christlichen Lebens hinstellt. Und was verstehe ich unter Heimat? Meine ich Deutschland, meine ich Brasilien, meine ich das Stüd Land, das etwa den Unfern von alters her gehört? Das würden für uns zu enge Begriffe sein; gar mancher von uns müßte sich dann heimatlos nennen. Ich möchte hier unter dem Namen „Heimat“ alles das zusammenfassen, was uns mit unsern Brüdern drüben, überhaupt mit allen denen verbindet, die gleichen Stammes sind wie wir. Ich gestehe zu, daß das keine wissenschaftlich richtige Erklärung des Wortes Heimat ist, aber ich habe schließlich jene beiden Namen nur deshalb als Ueberschrift gewählt, weil sie gleichsam die rechte Stimmung geben, die ich ihnen allen zum Verständnis meiner Darlegungen wünsche. Ich glaube, die meisten von Ihnen fühlen, was ich meine, ohne daß ichs groß erkläre, weil sie mit mir die Herzensnot fühlen, die mich zum Reden treibt. Ich hätte übrigens auch, vielleicht sachlich richtiger, aber weniger anpackend, an das anknüpfen können, was in der Bezeichnung unserer Gemeinden zum Ausdruck kommt; die nennen sich doch alle „deutsch-evangelisch“ ohne Rücksicht, ob ihre Glieder hier oder drüben beheimatet sind. Wer hier eine zweite Heimat gefunden hat und doch einer deutschen Gemeinde angehört, gibt damit zu erkennen, daß ihm das Schicksal der alten Heimat nicht gleichgültig ist, daß er sich noch immer mit ihr verbunden fühlt als dem Vaterhaus seines Stammes. Und wer drüben reichszugehörig ist, hat die Liebe zur alten Heimat von Natur. Derartiges liebevolles Interesse muß ich allerdings bei Ihnen voraussetzen, sonst können Sie kein Verständnis haben für meine Ausführungen. In dieser Hinsicht können die Personen des Schönherrischen Dramas uns allen zum Vorbild dienen; nur möchte ich keinem

wünschen, er möge je vor dem Konflikt stehen: Glaube oder Heimat.

Wer heute, auf Deutschland blickend, hoffnungsvoll in die Zukunft schaut, wird vielfach ein Optimist genannt. Ihm stehen gegenüber die Pessimisten, die da, wo der Optimist Licht sieht, nichts als Nacht und Schatten erblicken. Was sind das für Begriffe? Sie führen leicht irre und geben Anlaß zu Verwechslungen. Schließlich tut weder der eine noch der andere das richtige; denn beide sehen die Verhältnisse nicht so an wie sie sind, sondern der Optimist durch rosenrotes Glas, der Pessimist durch schwarzes Glas. Wer einmal ausprobiert hat, wie verschieden eine Landschaft aussieht durch derart verschieden gefärbtes Glas betrachtet, der wird mir zugeben: ein richtiges Bild gewinnt man nur, wenn man überhaupt kein farbiges Glas zwischen sich und die Landschaft stellt. So müssen auch wir die Lage unseres Volkes ansehen, ohne Brille, sowie sie wirklich ist, freilich auch nicht so, daß wir uns bloß an die äußeren Erscheinungen halten; wir müssen in die Tiefe gehen, die treibenden Kräfte, die Umgebungen und vieles andere erforschen und in Rücksicht ziehen und so ein Bild der Wirklichkeit zu gewinnen suchen, daß der ungefärbten Wahrheit entspricht.

Das Bild, das sich da unsern Blicken bietet, ist freilich sehr düster und dabei so verworren, daß wir gar nicht erkennen können, wo das eigentlich hinauswill. Der Druck von außen her ist noch nicht das Schlimmste, er könnte sogar manchen Segen bewirken. Viel betrübender sind die inneren Zustände. Auf der einen Seite bittere Not, auf der andern wilde Vergnügungssucht und frevelhafte Verschwendung, keine Lust zum Arbeiten, gegenseitiges Mißtrauen und Bekämpfen, kurz gesagt eine schrankenlose Selbstsucht, ein Materialismus, wie er wohl noch nie so unter unserm Volk gewütet hat. Was soll daraus werden, ist das nicht einfach hoffnungslos? Viele Briefe und Berichte aus der alten Heimat stellen die Zustände in weniger trüben Licht dar, und das liegt hauptsächlich daran, daß in einem großen Lande das Bild der Lage nie einheitlich sein wird. Ohne Zweifel sind auf dem Lande die Ernährungsverhältnisse besser als in der großen Stadt, und der Magen ist gerade in solchen Zeiten ein ausschlaggebender Faktor. Aber einzelne günstige Berichte sollen uns gewiß nicht zum Optimismus verleiten. Nur möchte ich behaupten: ein Pessimismus ist ebenso wenig berechtigt. Wir dürfen, wie erwähnt, nicht bloß auf die augenblicklichen Erscheinungen achten, wir müssen die ganze Entwicklung betrachten, die Gründe und Ursachen erforschen, die inneren Zusammenhänge berücksichtigen, dann bekommen wir ein ganz anderes Verständnis, als wenn wir etwa die Telegramme aneinanderreihen, wie sie uns die Zeitungen bieten. Auf einiges möchte ich besonders hinweisen. Daß es in einem Volke, das nach jahrelangem Ringen unter den härtesten Bedingungen schließlich unterlegen ist, zu stürmischen Auseinandersetzungen schon längst erwarten ließ. Deutschland hat ähnliche Prozesse schon durchgemacht und ist trotzdem nicht zu Grunde gegangen. In den schweren Katastrophen der letzten Jahre ist leider vieles Wertvolle zusammengebrochen und vernichtet worden; aber gerade hier gewinnt vielleicht das berühmte Wort von dem neuen Leben, das aus den Ruinen blüht, wieder Bedeutung. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß doch das großartige Gebäude deutscher Herrlichkeit, wie es sich vorm Kriege den Augen bot, nicht auf tönernen Füßen ruht. Die Kräfte, durch die es empor gewachsen war, Fleiß, Arbeitslust, Strebensart, gründliche Bildung, geistige Regsamkeit, Ordnungsliebe, Intelligenz, Organisationstalent, das alles scheint im Sturm verschüttet, aber es muß doch noch vorhanden sein, es muß wieder wirksam werden, wenn auch Jahre darüber hingehen. Auch solche Erscheinungen wie die Ablehnung des Friedensvertrages durch den amerikanischen Senat, der merkbare Umschwung in der öffentlichen Meinung neutraler, selbst ursprünglich feindlicher Länder, die immer stärker werdende Erkenntnis, daß die heutigen Machthaber andere Bahnen einschlagen müssen, das und vieles andere wollen wir nicht außer acht lassen. Jedenfalls halte ich den Pessimismus für ebenso wenig berechtigt wie etwa den Optimismus.

Wenn ich nun sage, daß ich persönlich eher Optimist bin, so wird mancher entgegenen: ja, du siehst die Lage in hoffnungsvollem Lichte, einfach weil du wünschst, es möchte so sein. Mit Wünschen aber lockt man den Hund nicht vom Ofen. Mit Wünschen gibst du Deutschland die Länder, die es verloren, die Reichthümer, die es abgeben muß, nicht zurück, weil du es wünschst, lehren Religion, Vaterlandsliebe, Einigkeit noch lange nicht zurück. Wünsche sind Luftschlösser. Ich antworte darauf:

ich bin freilich nicht der Herr der Welt, aber daß Wünsche nichts sind als Luftschlösser, das ist nicht wahr; das Recht, das zu behaupten, gewinne ich aus der Religion. Bitte, gehen Sie mit mir folgenden Gedankengang: Traurige Zustände sind nur dann wirklich trostlos, wenn sie unüberwindlich sind; also heißt es für uns, nach den Kräften ausschauen, mit denen wir sie überwinden; gibt's die? ja, wir finden sie in unserer christlichen Religion. Ich sehe die furchtbare Not meines Vaterlandes, ich bin nicht etwa blind, aber ich liebe doch mein Vaterland, ich sage: und wenn es noch viel schlimmer wäre, ich kann doch nicht aufhören, ihm Rettung zu wünschen. Wer hilft mir in dieser Not? Es ist der Hebräerbrief, in dem ich das wunderbare Wort finde vom Glauben: es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, daß man hoffet und nicht zweifelt an dem, was man nicht sieht. Was sieht man? Elend über Elend. Was sieht man nicht? einen klaren Weg zur Besserung und Errettung. Gut, ich sehe ihn nicht, aber kraft des Glaubens zweifle ich nicht, daß er da ist und zur rechten Zeit betreten wird. Was hoffe ich? Mein teures Heimatland soll sich innerlich geläutert und angesehen nach außen aus dem Staube erheben. Wann das kommen wird, wie es geschehen wird, das weiß ich nicht, aber ich hoffe und kraft des Glaubens zweifle ich nicht daran, daß es wirklich geschehen wird. Ich glaube an mein Vaterland und darum verzweifle ich nicht, darum stelle ich allen Anfechtungen das siegesgewisse „dennoch!“ entgegen, das wir an den großen Frommen der heiligen Schrift bemuttern. Die Anfechtungen kommen von vielen Seiten, leider auch aus dem eigenen Herzen; aber sie sind nicht stark genug, um den Glauben zu Fall zu bringen. Er hat Spannkraft und Elastizität genug, sich immer wieder aufzurichten.

Wir sind hier an dem Punkte angelangt, an dem sich das Religiöse mit dem Vaterländischen begegnet, an dem die Beziehungen von Glaube und Heimat offenbar werden. Aber da erhebt sich eine Schwierigkeit: Was hat dieser Glaube ans Vaterland mit dem Glauben in religiösem Sinne, also mit dem christlichen Glauben, zu schaffen? Das Vaterland ist doch nicht unser Gott! Es kann auch nicht gleichberechtigt über ihm stehen, denn dann müßten wir zwei Herrn dienen, und das geht nicht. Kann nicht die Liebe zum Vaterlande ein Götzendienst werden? Ja, das wäre möglich, aber wir wollen folgendes beachten: In der erwähnten Stelle des Hebräerbriefes ist gar nicht vom Gottesglauben im engeren Sinne die Rede, sondern vom Glauben allgemein. Verbietet uns denn der Glaube an Gott jeden andern Glauben? Durchaus nicht; wir brauchen bloß an unser Glaubensbekenntnis zu denken, in dem doch auch von vielen Dingen die Rede ist, die alle ruhig nebeneinander bestehen. Wenn ich nun ein neues Stück hinzufügte, etwa folgender Art: ich glaube, daß mir Gott mein Vaterland gegeben hat, daß er es schützen will und es mir angewiesen hat als ein Ackerfeld, auf dem ich meine leiblichen und geistigen Kräfte in treuer Liebe betätigen soll! Könnten wir gegen einen ähnlichen Zusatz einen berechtigten Einwand erheben? Meine innerste Ueberzeugung ist die: Nein! solcher Glaube ist kein Widerspruch zum Gottesglauben; beide können sich sogar derart gegenseitig befruchten und fördern, daß wir einem solchen Zusatz nur dankbar sein könnten. Ein französischer General hat ein Vorwort zu Zudenborffs Erinnerungen geschrieben und spricht darin von der wahrhaft religiösen Vaterlandsiebe des deutschen Führers. Ein schönes Wort aus Feindesmund, und es trifft ins Schwarze! Unser deutscher Glaube muß zur Höhe der Religion erhoben werden, aber von ähnlichen Kräften durchströmt, und so, daß er innerhalb unserer religiösen Pflichten seinen Platz hat. Dann kann er das bewirken, was wir von ihm erwarten.

Und wir erwarten viel von ihm! Es sagt mancher: Du glaubst und hoffst auf bessere Zeiten; damit erreichst du gar nichts. Da sage ich mit Paulus: der Mensch wird selig allein und gerade durch den Glauben. Wird Deutschland wieder in die Höhe kommen dadurch, daß ich glaube und wünsche, es möchte so sein? Ja; ich allein kanns natürlich nicht machen; aber wenn eine gewisse Anzahl — so sehr viele brauchens gar nicht zu sein — meinen Glauben teilt, dann könnten wirs schaffen. Denn der Glaube ist eine Kraft Gottes, und: neue Kraft erwerben — das ist, das muß uns zum Ziele führen. Warum sind Glaube, Hoffnung und Vertrauen so notwendig? Sie haben schon das Gute, daß sie uns über die schwere Zeit hinweg helfen und zuversichtlich machen. Die Zahl der Treuen, der Gläubigen ist leider gering; wenn die wenigen auch noch fallen, auch noch Hoffnung und Mut verlieren, wer soll dann das Erbe verwahren und verwalten, bis es wieder in gute Hand kommt und sich in altem Glanze entfalten kann? — Noch wichtiger ist aber,

daß wir dem geschilderten Glauben die Kräfte verdanken, die wir zum Wiederaufbau brauchen. Wodurch kann unserm Stamm und Vaterland geholfen werden? nur durch Arbeit, die frei ist von jeglicher Selbstsucht, also durch eine Liebe, die, wie der Apostel im Korintherbrief von ihr rühmt, nicht das ihre sucht, wohl aber alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet, und nimmer aufhört. Solche Liebe ist die oberste aller christlichen Tugenden, und sie muß sich, was ich schon oben vom Glauben sagte, auch mit auf das Vaterland richten; ja heute doppelt auf dasselbe, weil uns das Gleichnis vom barmherzigen Samariter lehrt, daß immer der uns am nächsten steht, der am meisten der Hilfe bedarf. Siehe heute dein Volk: es liegt, von Räubern überfallen, halbtot am Wege, nackt und bloß. Sei du nicht der Priester oder Levit, die kaltherzig vorübergehen, sei du der barmherzige Samariter und hilf; nicht bloß mit weichlichem Mitleid, sondern mit frischer Tat, opferwillig bis zum äußersten. Lieben müssen wir unser deutsches Volk mit der Liebe einer Mutter, die gerade am Kranken, verkrüppelten Kinde hängt und ihm ein doppeltes Maß treuer Sorge schenkt.

Liebe und Arbeit! Wir sehen heute ganz andere Kräfte am Werk und leider nicht bloß von außen her. Das ungeheure Verbrechen, das die Allierten an Deutschland begangen haben, wird gesühnt werden; aber wir haben weder den Beruf des Richters noch die Kraft, dem Urteil Nachdruck zu geben. Doch in unserer eigenen Mitte muß es ganz anders werden, und daran können wir sehr gut mitarbeiten. Was hören wir von drüben? Nichts als Klagen über Zügellosigkeit im sittlichen Leben über Schieberwirtschaft, über schrankenlosen Parteiegoismus. Aber hören wir etwas von Pflichten? ja, wenn es sich darum handelt, den andern welche aufzuerlegen, sonst ist bloß die Rede von Rechten. Sie wollen alle haben, haben, aber nichts leisten. So geht es aber nie vorwärts, und der Ruf nach einem starken Manne, der die Zügel in feste Hand nehmen soll, wird deswegen immer lauter, weil er vielleicht die Menschen zur Besinnung und damit zur Arbeit zurückführen könnte. Wenn es erst soweit ist, daß jeder wieder innerhalb seines Kreises und Berufes redlich seine Pflicht tut und darüber hinaus bereit ist, dem Wohle des Ganzen sein Scherlein zu opfern, wenn die traurige Parteipolitik einer vaterländischen Platz gemacht hat, wenn die Erkenntnis wieder durchgedrungen ist: unser Volk ist nicht bloß für uns da, sondern wir sind fürs Volk da, d. h. einer für alle und alle für einen; wenn wieder Willigkeit zu spüren ist, Opfer zu bringen, dann ist die Stunde gekommen, wo die Sorge von uns weichen darf.

In den großen Zeiten vor 5 bis 6 Jahren, da war dies Gute alles vorhanden und brauchte nicht erst künstlich ange-regt zu werden, da quoll es hervor aus der Brust mit selbst-eigner Kraft; aber heute? ja da wäre es noch viel notwendiger, und so ist es? Kanns nicht wiederkehren? Ich meine, wir müssen nur die rechte Kraftquelle suchen, dann ist eine Wieder-kehr nicht undenkbar. Damals war es die Begeisterung der großen Stunde, die alles mit sich forttrieb. Und heute? da muß eben an ihre Stelle der Glaube treten, der Glaube ans Vaterland, der Glaube an die verborgenen Kräfte, die noch immer in der Seele unseres Volkes schlummern und die Quelle seiner Wiedergeburt werden können, der Glaube, daß unser treuer Vater im Himmel uns nicht verlassen wird; er ist ja denen nahe, die ihn anrufen in der Not. Gerade das Befen wollen wir nicht vergessen; das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernst ist, d. h. erfüllt von rechtem Glauben und gesprochen von einem, der selber seine Pflicht tut. Gott hat uns herrliche Tage erleben lassen, er hat uns auch hinab bis in die tiefsten Tiefen des Jammers geführt; er hats gegeben, er hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt. So mancher zieht sich heute verärgert zurück und sagt, er wolle keinen Pfennig mehr opfern fürs deutsche Vaterland, oder um an uns hier zu denken, fürs Deutschland überhaupt; warum? wozu? es sei ja doch Hopfen und Malz verloren. Warum? wozu? sagen sie drüben und stürzen sich hinein in den Taumel wilder Lust. Warum, wozu arbeiten? sagt der Arbeiter; für den Kapitalisten? fällt mir nicht ein. Und der Kapitalist schiebt sein Geld ins Ausland, damit nur ja nicht das Vaterland etwas davon profitiert. Warum? wozu? sagen sogar viele, die ihr Volk sonst lieben; warum noch etwas tun, wenn der Wagen so fährt! Woher kommt solches Reden? Ja, der Glaube fehlt, und darum hat die Liebe keine Kraft oder ist ganz verschwunden; der Glaube fehlt, der nichts als hoffnungslos, als verloren hinstellt, sondern auch dann noch der Harfe Töne zu entlocken sucht, wenn alle Saiten zer-rissen sind bis auf eine einzige. Die einzige Saite auf der Hoff-nungsharfe ist vielleicht der Gläubige selbst, der in seinem Her-

zen spricht: alle sind sie abtrünnig geworden, aber ich noch nicht, und ich wills nicht, und vielleicht gewinne ich noch einen einzigen; vielleicht darf ich mein Kind großziehen als Träger meines Glaubens; und wenn ichs nicht erlebe, so wirds mein Sohn erleben: das Auferstehen meines Volkes.

Ist es aber schon so am letzten? Nein, noch lange nicht; es ist wie bei Israel zu Elias' Zeiten, wo noch 7000 da waren, die ihre Kniee nicht gebeugt hatten vor dem Baal. Sind unter unserm Volk noch 50 000 Gläubige, so sind ihrer genug, die den Sauerteig der Zukunftshoffnung bilden können. — Hier eine kleine Zwischenbemerkung. Man wird leicht bemerken, daß ich mich mit meinen Ausdrücken ganz in biblischen Bahnen bewege. Das ist aber nicht Zufall oder etwa Macht der Gewohnheit, sondern mein Thema ist ebensovot ein religiöses wie ein vaterländisches; ich will ja gerade den notwendigen Zusammenhang zwischen beiden betonen. — Ich wiederhole noch einmal die Gedankenreihe: Was unser Volk in die Höhe bringen muß, ist Arbeit und Opferwilligkeit, die werden wir aber nur bei denen finden, die rechte Liebe zu ihrem Volk und Vaterland haben, und die Liebe wiederum findet ihre Stütze, ihren Halt im Glauben. Wir sehen: Glauben ist nicht bloß eine besondere Form der religiösen Anschauung, sondern eine Kraft Gottes, die in den Schwachen mächtig ist. Sie treibt an zur Arbeit und verleiht uns Ausdauer, Zähigkeit, Widerstandskraft. Der Glaube giebt uns Antwort auf die vielen Warum? und Wozu?, die gerade in so trüben Zeiten wie jetzt unser Herz bestürmen und unsere Freudigkeit, unsern Mut, unsere Standhaftigkeit lähmen.

Welcher Art muß die Arbeit sein? Ich will diese Frage nur kurz erörtern und zwar mit Beziehung auf unsere Stellung hier im Auslande und andererseits mit Rücksicht auf unsern religiösen Beruf. Wir Deutschen, die wir nicht im deutschen Vaterlande wohnen, sind wohl im Durchschnitt noch heute strenger national gesinnt als unsere Stammesgenossen drüben. Das hat verschiedene Ursachen, besonders die, daß uns hier draußen der Unterschied eines starken, angesehenen Deutschland und eines geringgeschätzten besonders scharf zum Bewußtsein kommt. Auch haben wir nicht soviel durchgemacht wie die drüben, sind deswegen frischer und mutiger. Gerade dann sind wir aber verpflichtet, alle Kräfte anzuspannen und womöglich der Mutter Heimat etwas von dem zu vergelten, was sie sonst für uns getan hat. Worin bestehe unsere Arbeit? Ich hatte einmal in der „Deutschen Zeitung“ geschrieben, wir sollten hier einen eisernen Bestand sammeln von Millionen, dessen Zinsen der Erhaltung des Deutschtums dienen sollten, überhaupt den Aufgaben, bei denen früher das Reich seine milde Hand aufstut. Das wäre zwar ein hochfliegender Plan, aber es könnte eine Leistung, eine wirkliche Arbeit genannt werden. Ich glaube, wir werden bald einsehen, daß irgend etwas dieser Art geschehen muß, weil es eine wahre Lebensfrage für uns ist. Auch unsere Synode fühlt sich zum Mithelfen berufen und wird, so sehr sie auch in ihren Mitteln beschränkt ist, nicht kalt beiseite stehen. Ich meine, wer unsere Zeit und ihre Aufgaben recht erfakt, der sollte nicht den Kopf hängen lassen, sondern lieber mit dem wackeren Ritter Hutten sprechen: Freunde, es ist eine Lust zu leben in diesem Zeitalter! Wir als Christen haben noch besondere Verpflichtungen und auch besondere Möglichkeiten, wie wir der alten Heimat und unserm ganzen Stamme Dienste leisten können. Ich denke nämlich, ein guter Christ müßte gerade heute auch ein treuer Diener seines Stammes sein. Der Christ strebt danach, sich sittlich rein zu halten, das Böse mit dem Guten zu überwinden, treu dem Gebote des Heilandes Liebe und Barmherzigkeit zu üben; und das alles bringt reiche Frucht nicht bloß für den Menschen selbst, sondern auch für die Gemeinde, für das Land, für das Volk, dem er angehört. Wer also treu den Weisungen des Evangeliums leben will, der darf gewiß sein: den Segen seiner Treue wird auch das Vaterland miterben.

Besteht die Gefahr, daß bei solcher Liebe zum Vaterlande der rein religiöse Glaube zu kurz kommt? Ich meine, er gewinnt dabei. Wir Deutsche haben die Eigenschaft, allzu bedentlich zu sein und zu viel zu grübeln; viel richtiger ist aber, wir suchen frisch und froh den rechten Weg, um solche Konflikte unmöglich zu machen; trachten also danach, daß sich die beiden fördern und nicht schädigen. Wir sehen durch die vielfache Verwandtschaft: Glaube, Liebe, Treue, Fleiß, das ist unser Rüstzeug so gut für die Werke des Christentums wie für die des Vaterlandes. Und es ist fast eine innere Notwendigkeit, daß der, der an sein Volk glaubt, mit der ganzen Kraft einer selbstlosen Liebe, sehr leicht den Weg zu Gott findet; denn wer ist unsere

Hoffnung, wenn uns das Verzagene ankommt? wen wollen wir anrufen als Richter und Retter? auf wen wollen wir uns verlassen, wenn wir von Menschen nichts mehr zu erwarten haben? Zu unserm Vater gehen wir hin; denn wer ist, der uns Hilfe tut, daß wir Gnad' erlangen? das bist du, Herr, alleine. Wenn wir unser Vaterland lieben, so lieben wir unsern Vater im Himmel nur um so mehr, bemühen uns um so mehr, seine treuen Diener zu sein, weil wir wissen, daß ers nicht bloß uns, sondern unserm ganzen Volke belohnen wird; zeigt uns doch das Evangelium den rechten Weg, die irdische Heimat der himmlischen ähnlich zu machen. Der Philosoph meint zwar, unser Christentum habe einen durchaus transzendenten Charakter und schließe darum wahre Liebe zur irdischen Heimat aus; d. h. ein Christ stünde immer mit einem Bein in der Ewigkeit und habe darum gar kein Interesse an der Welt. Aber so ist's nicht; Christus sagt wohl: trachtet am ersten nach dem Reich Gottes! aber das ist nicht Erdenfeindlichkeit, sondern nur ein Wegweiser der uns lehrt: seid rechte Gotteskinder, werdet christliche Persönlichkeiten, so tut ihr euerm Volk und Land den besten Dienst. Geben wir uns also Mühe, sowohl dem Glauben wie der Heimat recht zu dienen, so werden wir nicht Widersprüche entdecken, sondern erkennen, wie zwischen beiden die schönste Harmonie waltet.

Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen! Vor wenigen Jahren war dies prächtige Lied das gläubige Bekenntnis der Millionen, die totverachtend in den Kampf fürs Vaterland hinauszogen. Die da fielen, wurden wohl beweint, aber mancher von uns hier hat sie beneidet. Und wenn damals auch andere starben, nicht draußen, sondern in der Heimat, ein Kaiser Franz Joseph, ein Graf Zeppelin, so bedauerte man bei ihrem Sterben hauptsächlich das, daß sie nicht bis zum endgültigen Siege leben durften. Heute aber möchten wir sie eher beneiden, daß ihre Augen den Zusammenbruch nicht mit erlebt haben. Zuweilen kommt eine große Sehnsucht über uns, wir möchten auch ruhen wie sie, auch schon in der besseren Heimat sein. Heute aber ist solche Sehnsucht, wenn sie gleich zuweilen christgläubigen Ursprungs ist, ein großes Unrecht; denn wir würden uns durch Erfüllung solcher Wünsche heiligen, wenn auch schweren Pflichten entziehen. Heute heißt es: Deutschland muß leben, also müssen wir auch leben und arbeiten, glauben und hoffen, und andere dazu treiben. Noch ist Nacht, aber der Tag wird kommen; und nur der wird sich seines Lichtes freuen können, der für sein Kommen mit gearbeitet hat oder wenigstens daran geglaubt hat.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Rio de Janeiro. Nach vierjähriger Pause tagte vom 9. – 12. April die Synode der deutsch-evangelischen Gemeinden von Mittelbrasilien in Rio. In der Pfarrkonferenz am Freitag sprach P. Heidenreich-Campinho über die tragischen Wirkungen des Antitheismus in der Geschichte der jüngsten Gegenwart. Die ausgedehnten Synodalsitzungen füllten den Samstagabend und Montag aus. Der Gemeindeabend (Sonntagabend) bot neben musikalischen Genüssen einen Vortrag von P. Bliedner-Juiz de Fôra: Glaube und Heimat, religiös-praktische Gedanken zur Gegenwart. Gewiß nicht zufällig entnahm auch die Festpredigt am Sonntag (P. Ratsch-Sta. Leopoldina I) ihre Leitgedanken der Not unseres Volkes, um dann auf den einzigen Weg der Rettung und Heilung hinzuweisen. Das Referat von P. Zylmann-Jequetiä am Montag führte die Gedanken auf andere Bahnen; es berichtete über den Stand der deutsch-evangelischen Gemeinden von Espirito Santo in Vergangenheit und Gegenwart und gewann daraus die Richtlinien für die Zukunft. — Auf der Synode vertreten waren sämtliche angeschlossenen Gemeinden (10) durch Abgeordnete und Pfarrer. Der Anschluß von Theophilo Ottoni (Minas Geraes) scheint in größere Nähe gerückt zu sein. Die Synodalen fanden sich außer zu den Sitzungen und sonstigen ernstlichen Veranstaltungen am Sonntag zu einem gemeinsamen Mittagssmahl in der Germania und einem daran anschließenden Ausfluge nach Ipanema zusammen. Wir Auswärtigen erachteten es als angenehme Pflicht, für die in Rio genossene Gastfreundschaft herzlich zu danken. — Die Tagesordnung war diesmal außerordentlich reichhaltig. Den Bericht über die Gemeinden hatte der Vorsitzende, P. Hoepffner-Rio, zusammengestellt. Ueber verschiedene Sammlungen wurde Rechenschaft abgelegt: Die Ostmarkenspende, über 3 Contos, wurde dem Gustav-Adolf-Verein zur Weitergabe überwiesen; für das Internat in Rio Claro waren leider nur kleinere Beiträge eingegangen; die Sammlung für leidende Kinder in Deutschland und Oesterreich stand unter

Leitung von P. Ratsch und brachte über 6 Contos. — Die Synode sieht sich durch die veränderte Zeitlage vor wichtige Aufgaben gestellt, die freilich nicht leicht zu lösen sind, besonders da sie fast alle auf größere Geldmittel angewiesen sind. Es soll zunächst versucht werden, die vorläufig ausbleibenden Pfarrgehaltszuschüsse des Evang. Oberkirchenrates innerhalb des Synodalbezirktes aufzubringen; der Anfang zur Errichtung synodaler Anstalten soll dadurch gemacht werden, daß dem bestehenden Internat in Rio Claro eine Abteilung für Knaben und späterhin ein Lehrerseminar angegliedert wird. Beides soll Eigentum der Synode werden; die Kosten soll aber eine besondere Vereinigung aufbringen. — Die verschiedenen Schwierigkeiten in Espirito Santo (Änderung der Pfarrbezirke, Verhältnis zum Gotteskasten) kann die Synode zwar nicht beheben, aber sie zeigt sich zu tätiger Mithilfe bereit. Eine festere Verbindung mit den synodalen Vereinigungen in Südbrasilien wurde insofern angebahnt, als einer von dort ausgehenden Anregung, die von P. Dohms herausgegebenen deutsch-evangelischen Blätter zum gemeinsamen Synodalorgan zu erheben, einmütig zugestimmt wurde. Lebhafteste Debatten entspannen sich über unser Verhältnis zu den hiesigen Protestanten nichtdeutscher Zunge, die leider meist so stark von Nordamerika beeinflusst sind, daß freundliche Beziehungen großen Hindernissen begegnen. Eine von der Gemeinde Petropolis ausgehende Anfrage, was etwa die Synode für die vom Aussterben der deutschen Sprache bedrohten Gemeinden tun könne, wurde damit beantwortet, daß der Gemeinde Petropolis eine probeweise Einführung einiger portugiesischer Gottesdienste (etwa einmal im Monat) empfohlen wurde. Es sollen so Erfahrungen gesammelt werden, die vielleicht auch anderen Gemeinden zugute kommen können. — Nur kurz erwähnt seien Besprechungen über eine Schulbibel, über verschiedene Zeitschriften, über Reispredigt an der nördlichen Küste Brasiliens, über Statutenzusätze u. a. Der neugewählte Vorstand setzt sich meist aus neuen Gliedern zusammen, da infolge von Tod und anderen Ursachen 5 bisherige Mitglieder ausschieden. Als Vorsitzender wirkt weiter P. Hoepffner-Rio de Janeiro; außer ihm gehören dem Vorstand an die Herren Direktor Nabe-Rio, H. Witte-Rio, P. Hartmann-S. Paulo, P. Heidenreich-Campinho, C. Hees-Petropolis und Ph. Raehler-Juiz de Fora.

So sehr wir auch alle unter der Not unseres Volkes leiden, es durfte doch die allgemeine Stimmung der Versammelten keine verzagte genannt werden. Die Synode selber kann durch die veränderte Zeitlage nur an Bedeutung und Wert gewinnen. Wir sehen uns vor große Aufgaben gestellt, aber Arbeit ist heute unser bester Trost und zugleich der einzige Weg, auf dem wir Besserung und Errettung erhoffen dürfen. Gott segne unsre Arbeit und unsre Gemeinden!

Blumenau. Wenn dies Blatt in die Hände der Leser und Leserinnen gelangt, ist das große Evangelische Krankenhaus, das vom Evangelischen Gemeindeverband erbaut wurde, bereits seiner Bestimmung übergeben. Im Anfang des Weltkrieges begonnen, mußte der Bau aus politischen Gründen und Materialmangel jahrelang stillstehen, bis jetzt endlich die Vollendung erreicht ist.

Dank gebührt neben dem verstorbenen Herrn Baumeister Weitnauer und seinem Nachfolger, Herrn Goettmann, vor allem der hingebenden, unermüdeten Arbeit der Herren Alwin Schrader und Max Hering, deren ureigenstes Werk dies Krankenhaus ist. Zumal Herrn Schraders Arbeit ist gar nicht zu ermessen, und der Gemeindeverband dankt ihm sehr herzlich für alle seine Mühen! Dank gebührt auch allen, die halfen, die Bausumme zu sammeln, den Veranstaltern und Förderern der Wohltätigkeitsfeste, und allen, die mit frohlichem Herzen ihre Gaben zu diesem Werke der Liebe darbrachten!

Die Leitung des Krankenhauses liegt in den Händen eines vom Gemeindeverbande gewählten Kuratoriums, das aus den Herren Alwin Schrader, Max Hering, Viktor Gärtner, José Deefe, Pfarrer Neumann und dem leitenden Arzte besteht. Die ärztliche Leitung hat der weithin bekannte, hervorragende Chirurg, Herr Dr. Chr. Johnson, übernommen, doch steht das Krankenhaus sämtlichen Herren Ärzten des Municipiums zur Verfügung. Schwester Gertrud Vogt ist die Oberschwester, neben ihr sind zur Zeit die Schwestern Else Großmann und Helene Karp beschäftigt. Doch sollen noch weitere Pflegerinnen eingestellt werden.

Das Krankenhaus ist schon das Ziel vieler Besucher geworden, und alle rühmen die Vortrefflichkeit seiner Einrichtung. Besondere Erwähnung verdienen die Einzelzimmer und

der Operationsaal, aber auch alle anderen Räume sind von hervorragender Zweckmäßigkeit und Schönheit. Es steht zu hoffen, daß das Haus allen Kranken ohne Unterschied der Nationalität und des Bekenntnisses unter bewährter ärztlicher Leitung und liebevoller Pflege der Schwestern eine Heimstätte zur Genesung sein wird, und daß viel Segen aus ihm entspringen wird.

Herr Pastor Georg Ratsch, bisher im Staate Espirito Santo tätig, wird am 27. Juni in Itajahy erwartet. Dadurch wird wenigstens eine der vielen Lücken in der Reihe der Geistlichen geschlossen. Wir begrüßen den Herrn Amtsbruder und wünschen ihm hier eine gedeihliche Wirksamkeit. Auch Herr Pfarrer Bornfleth dürfte bald hier sein, er ist schon unterwegs, wenn diese Zeilen in die Hand der Leser gelangen. Leider ist ein neuer Geistlicher für Itoupava noch nicht in Aussicht. Herr Pastor Moeller aus Kassel, den der Oberkirchenrat dorthin bestimmt hatte, ist durch das unberufene Dreinreden eines angeblichen Kenners der Gemeindeverhältnisse abgeschreckt worden. Dagegen ist für Badenfurt nach Mitteilung von Herrn Pastor Radlach an Herrn Hemmer die baldige Aussendung eines Geistlichen beabsichtigt.

Gute Antworten.

Der Prediger Mallet in Bremen befand sich einst in einem Badeorte. Durch seine geistesmächtige Rede fesselte er bei Tisch alle Anwesenden, sodaß keine andere Unterhaltung zustande kam. Das ärgerte einen „Aufgeklärten“, der gerne hätte sein Licht leuchten lassen, und als alle seine Bemühungen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, vergeblich waren, rief er plötzlich laut über den Tisch hin: „Meine Herrschaften, ich warne Sie dringend vor diesem Herrn; ich kenne ihn sehr gut, er ist ein Wolf im Schafsfleide!“ „Meine Herrschaften“ erwiderte Mallet ruhig, „ich meinerseits brauche Sie vor diesem Herrn nicht zu warnen. Ich kenne ihn nämlich auch sehr gut; er ist ein Schaf im Wolfsfleide!“

Auch seinesgleichen schonte Mallet nicht mit derber Zurechtweisung, wenn es nötig war. Einst besuchte er einen jungen Geistlichen, der in schwerer Krankheit dem Tode nahe gewesen, aber nun in der Genesung begriffen war. Als Mallet diesem nun seine Freude aussprach und die Hoffnung auf eine künftige, gesegnete Weiterarbeit nach wiedererlangter Gesundheit äußerte, ließ sich der junge Mann zu der selbstgefälligen Antwort verführen: „Ja, ich fühle es, der Herr bedarf meiner.“ „Lieber Freund“, erwiderte Mallet, „in meiner Bibel steht nur einmal: der Herr bedarf seiner, und das war — ein Esel.“ (Mt. 11, 3.)

D. Martin Luther fertigte in seiner derben Weise einen Neugierigen, der von ihm wissen wollte, was Gott vor der Erschaffung der Welt getan habe, mit dem Bescheid ab: „Er sah im Rohr und schnitt Ruten für die, die so unnütze Fragen tun.“

Fein und gut antwortete der Mönch Rottler, der im 9. Jahrhundert im Kloster St. Gallen lebte, auf die ähnliche Frage: Was tut Gott jetzt im Himmel? „Er erhöht die Demütigen und erniedrigt die Hochmütigen.“ (Lk. 1, 52.)

Luther ähnlich war der württembergische Prälat Bengel. Ihn fragte einst eine vornehme Dame, ob im Himmel denn auch besondere Sitze für die vornehmen Standespersonen vorhanden seien? „Jawohl“, antwortete Bengel, „die Sitze sind da, aber sie sind sehr staubig, weil nicht viele darauf sitzen.“ 1. Cor. 1, 26.)

Für unser Volk ein Herz.

An unsrer Väter Taten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzend ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freun;
Sein eignes Joch vergessen
In aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohl ermessen,
Für unser Volk ein Herz.

Ludwig Uhland.

Für den Familientisch.

Die Madonna von Lichtenhagen.

Geschichtliche Erzählung von Dr. Chr. Krollmann.

Unsere alten preussischen Dorfkirchen, von denen manche auf ein halbes Jahrtausend und länger zurückblicken, können uns manches erzählen aus der Vergangenheit unseres lieben Vaterlandes, was längst der Vergessenheit anheimgefallen ist. Die Steine reden, wo andere Zeugen schweigen, und manchmal nicht nur die Steine der alten graniternen Mauern der Kirchen, sondern auch der Schmuck des Innern, den die alten Gotteshäuser in unsere Zeit gerettet haben. Das sollte mir so recht lebendig werden, als ich in jüngster Zeit in Lichtenhagen war. Die Kirche dort gehört zu den ältesten jener Gegend südlich des Pregel und birgt manches Denkmal der Vergangenheit. Da steht bescheiden in einer Nische der viden Kirchenwand ein altes Muttergottesbild, die schmerzstreichende Mutter Maria, die ihren gekreuzigten Sohn voll Schmerz und Jammer auf dem Schoß hält. Es ist ein schlechtes Bild, feins von den ganz großen Kunstwerken, aber doch eins, das zu Herzen spricht. Dies tummervolle Gesicht, diese edle Haltung der schmerzreichen Mutter muß auf jeden, der das alte Bildwerk betrachtet, den tiefsten Eindruck machen. Was dieses Bildwerk mir zu sagen hatte, will ich hier neu erzählen.

Es war im Herbst des Jahres nach Christi Geburt 1347; ein schöner Tag ging seinem schönen Ende zu. Der Lärm des Festes war verraucht. Die Schulzenwitwe Rea, eine stattliche blonde Frau von hohem Wuchs und gemessenen Bewegungen, trug, ihr Sohn, ein Jüngling, ebenso stattlich gewachsen wie die Mutter, mit geschmeidigen Gliedern und blondem Haar, das sein fest geschnittenes Gesicht mit den weißblonden Brauen, der kräftig geschwungenen Nase, den trozig vollen Lippen dicht umrahmte. Der dritte war ein älterer Mann von gedrungenen Gestalt, dessen blondes Haar und rötlicher Bart schon von Silberfäden durchzogen war. Es war Hans von Werben, der Baumeister. Frau Rea schob den Krug mit schäumendem Bier, den eben die Magd gebracht hatte, dem Freunde hin und sprach: „Trinkt, lieber Schwager, in Dietrichs Minne; was er gewollt, halt du zu gutem Ende geführt. Die Kirche, deren Bau ihm zeitlebens so sehr am Herzen lag, hat deine Kunst vollendet, und heute ward sie geweiht, Gott zu Ehren und der lieben Jungfrau Maria. Wißt Ihr es noch, wie froh und stolz mein Dietrich war, als vor zwanzig Jahren der Chor vollendet war und zum erstenmal im gemauerten Gotteshause der Priester die Messe las? Damals gelobte er, nicht zu ruhen, bis auch das Schiff und der Turm erbaut seien.“

Der Baumeister trank, wuschte sich bedächtig den Schaum aus dem struppigen Bart und sprach, halb zu der Schulzin gewandt, halb zu dem blonden Sohne: „Fürwahr, Frau Schwägerin, gern gedenke ich Dietrichs, waren wir doch Freunde von Jugend auf. Ein Tag wie heute ist wohl geeignet, die Erinnerung an jene Zeiten zu wecken, da wir als jungfräuliche Leute aus der alten Heimat aufbrachen, um im fernen Preußen eine neue zu suchen. In Magdeburg hatten wir uns damals getroffen; vor dem Tore hatte Dietrich seine Leute gesammelt, die mit ihm ziehen wollten zu den Preußen. Es war ein stattlicher Zug, zwölf Bauern mit Familie, Weibern und Kindern, auch vier Junggesellen schlossen sich an; ein jeder hatte seinen Wagen ausgerüstet mit Vorrat für die lange Reise, mit Pflug und Axt und Spaten — denn Eisen gab es nicht in Preußen, auch nicht für gutes Geld, zu kaufen —, mit Bettzeug und Spinnrad für die Frau. Ein jeder hatte zwei oder drei Stüd Vieh. Es waren alles kräftige Männer, denen man wohl ansah, daß sie das Schwert, das sie im Gürtel trugen, auch wohl zu führen wußten; wenn es not tat. Aber der stattlichste unter ihnen war Dietrich; mit klugem Bedacht hatte er die Männer geworben zum Zuge in die Fremde, allen seine Ratschläge gegeben, die gefährvolle Fahrt mit Umsicht vorbereitet. So zogen wir dahin viele Wochen lang, durch die Mark Brandenburg, durch die Neumark dann und das Land der Herzöge von Pommerellen. Manches Abenteuer hatten wir zu bestehen, denn die Kunde von der Wanderung so vieler Bauern, die aus

Deutschland gen Norden zogen, hatte mancherlei Gesindel an die Heerstraße gelockt. Aber Dietrichs Vorsicht und Mut wurde jeder Gefahr Herr. In Pommerellen wollte uns Herr Peter Swenza festhalten; er versprach uns prächtige Aeder zu freiem Besitz mit allen Rechten, wie sie der Orden den deutschen Bauern gewähre. Aber Dietrich gedachte Herrn Konrads von Lichtenhagen, dem er es in die Hand versprochen hatte, in seiner Komturei in Preußen ein Dorf zu besetzen, und hielt allen Versuchungen des slawischen Herrn stand, obgleich mancher der Bauern, die mit im Zuge waren, des langen Wanderns müde, schon gern dort im kaschubischen Lande geblieben wäre. Bei Dirschau zogen wir über die Weichsel und kamen in das Ordensland. Da fanden wir den Landmeister, Herrn Helwig von Goldbach, Herrn Sieghard von Schwarzbürg, den jungen Herzog Bäder von Braunschweig und viele andere Herren vom Deutschen Orden; die waren mit großem Eifer dabei und ritten Land auf und Land ab in Pomesanien und Pogesanien und maßen das Land und teilten jedem seinen Ader zu den Preußen, um es mit der Hade zu bebauen, ihre kleinen Stüde, und den Deutschen, die mit dem Pfluge umzugehen verstanden, die großen Hufen, jede Nation gesondert. Da merkten wir etwas Besonderes: Wo in Preußen das beste Erdreich war, wuchs eitel Wald, in dem die Bäume höher und mächtiger waren, als in der deutschen Heimat, denn die Eingeborenen scheuten die Rodung und vermochten auch mit ihren Haden den schweren Boden der Lehnhügel nicht zu zwingen. Sie hatten deshalb ihre alten Dörfer überall da angelegt, wo ein leichter Boden war. Dort ließ man sie sitzen, soweit sie nicht im Kampfe erschlagen waren. Die Ordensherren aber ließen Wege durch die dunklen Wälder schlagen und teilten sie ab, wie es ihnen bequem dünkte, hier 40, dort 50 oder 60 Hufen, dort 70, und wiesen sie den Deutschen zu, die herangezogen kamen aus Holstein, aus Niederachsen, aus Meissen und aus Schlesien. Sie kamen in kleinen Scharen, so wie wir, immer zehn, zwölf oder fünfzehn Familien, geführt von einem waderen Manne, den sie schon in der Heimat zum künftigen Schulzen erkoren hatten. Und alsbald begannen sie zu roden an dem Orte des Waldes, wo ihnen der Komtur ihr Hufen angewiesen hatte, und der Wald hallte von morgens bis abends wider vom Klang der Aexte und vom Krachen stürzender Bäume. Unserer aber hartete in Elbing, wo wir uns nahe dem Ziele glaubten, noch eine bittere Enttäuschung. Wir fanden Herrn Konrad von Lichtenhagen nicht mehr vor. Er war seit Jahresfrist nach Brandenburg versetzt, um dort seines Amtes als Komtur zu walten. Er hatte uns aber hinterlassen, wir sollten ihm folgen in das Land Natangen, wo er uns schöne Aeder anweisen würde. Jetzt aber erhoben sich die Männer gegen Dietrich und sprachen: „Wohin willst du uns führen? Sind wir noch nicht genug gewandert mit Weib und Kind und haben unsere Vorräte verzehrt? Die Saatzeit ist vorüber, wovon sollen wir in Wald und Heide leben, wenn im Winter Schnee und Eis Wald und Wiese bedecken?“ Aber Dietrich redete ihnen zu und sprach: „Sehet, ich habe noch Geld, und in Elbing im Hafen liegen die Schiffe, der Kaufleute, die von Lübeck uns Weizen und von Riga Roggen bringen, und im übrigen wird Herr Konrad uns nicht im Stiche lassen.“ Schwer ließen die Leute sich bereden; aber sie bedurften des Führers, und den hatten sie an Dietrich, das wußten sie. Deshalb folgten sie ihm immer wieder, wenn auch murrend. So zogen wir weiter, und als wir gen Brandenburg kamen, fanden wir Herrn Konrad von Lichtenhagen, der uns schon lange erwartete. Alsbald waren seine Boten bereit, uns den Ort zu weisen, der unsere neue Heimat sein sollte, und siehe, es war nicht eitel Wald, sondern auch raume Wiesen an einem Bach, und sogar, wenn auch nicht viel, so doch einige raume Felder mit warmem und fruchtbarem Boden, die die Eingeborenen im Stiche gelassen hatten. Lichtenhagen nannten wir den Ort; Dietrich teilte jedem das Seine zu, ein munteres Arbeiten begann, und bald erhoben sich längs des Baches die Gehöfte der Bauern, war Winter- und Sommerfeld bereit, die Saat zu empfangen.

Ich aber war in Brandenburg geblieben, weil dort der

Komtur einen Meister meines Gewerbes, Peter von Stendal, beschäftigte, der mich gern als Gesellen annahm. Mit ihm bin ich dann manches Jahr im Lande herumgezogen und habe geholfen, dort ein festes Schloß zu bauen, dort die Türme und Mauern der Stadt zu Trutz und Wehr, dort festgefügte Kirchen zu Gottes Ehr zu errichten. Lange Zeit hatte ich wenig von Dietrich gehört, bis wir uns wieder trafen in Braunsberg. Er war im Auftrage des Komturs von Brandenburg in Lübeck gewesen, um Kirchenglocken zu holen, wie sie die Meister in Lübeck herrlich zu gießen verstehen, die wollte er jetzt vom Schiff zu Wagen nach Brandenburg bringen. Bei ihm fand ich Tjade, Emmos Sohn aus Dithmarschen, den hatte er mitgebracht, er Preußen kennen lernen und gleich ihm, wenn es ihm gefiele, dort eine neue Heimat suchen.“

Hier unterbrach der Jüngling den Erzähler und rief: „Das war mein Onkel und Pate, meiner Mutter Bruder.“

„So war es,“ nickte der Alte, „damals lernte ich ihn kennen, und ein Jahr später sah ich ihn wieder, als er, von deinem Vater wohl beraten, mit holsteinischen Landsleuten nach Preußen gezogen kam, um drüben im Bistum Ermland das Dorf zu Heistern zu besetzen. Zwei Schwestern brachte er mit sich, deine Mutter, mein lieber Tjade, und meine selige Sina, die jetzt schon manches Jahr auf dem St. Niklas-Kirchhof zu Königsberg ruht.“

„Mein Dietrich,“ sprach seufzend Frau Rea, „wo mag er ruhen? Er ist nie zurückgekehrt, seitdem er damals mit den aufgebotenen Mannen des Dorfes hinauszog auf die Litauerreise, um unter des Ordens Fahnen zu kämpfen für den christlichen Glauben. Nur sein gutes Schwert brachte einer der Knechte zurück. Zwei Aufgaben hatte er mir beim Abschied hinterlassen: die eine war, dir, mein Sohn, das Schulzenamt zu wahren und Land und Scholle zu hüten, bis zu zu deinen Jahren gekommen seiest und dein Amt und Recht dir vor gelegtem Dinge zugesprochen werde. Die andere war die Vollenbung der Kirche. Daß mir dies geglückt ist, danke ich, lieber Schwager, deiner Kunst und deiner freigebig spendenden Hand.“

„Auch die andere Aufgabe,“ fiel der Schwager lebhaft ein, „ist ja nicht mehr fern der Erfüllung; mit Gottes Hilfe ist dein Sohn zum Manne erwachsen, und was eine treue Mutter an Zucht und Lehre dem Kinde antun kann, hat er erfahren; das Beste im Menschen aber, strebender Sinn, Mut und Kraft, liegt ihm als Erbeil des Vaters im Blute. So wird es unserm Tjade nicht fehlen, wenn künftigen Jahres die Ratmannen zusammenkommen, um ihm Amt und Besitz zu übergeben.“

Frau Rea maß den stattlichen Sohn mit liebevollem Blicke und sprach: „Gott gebe es, er verleihe ihm seinen Schutz. Wenn es so weit ist und die Bürde von mir genommen wird, dann will ich dankbar unserer Fürsprecherin bei Gott, der Jungfrau Maria, ein Weihgeschenk darbringen. Auch dazu werde ich deiner Hilfe bedürfen, lieber Hans. Dir ist gewiß in Königsberg oder Braunsberg ein Meister bekannt, der mir für unsere Kirche ein Bild meißeln mag, die Mutter Maria, die Himmelskönigin, die Schutzherrin der Ordensritter, die mächtige Schutzherrin aller, die, wie mein Dietrich, im Tode auf dem Schlachtfelde gegen die Ungläubigen kämpfen und sterben.“

„Da werde ich nicht lange zu suchen brauchen,“ erwiderte der Baumeister, „erst vor wenigen Monden ist in Brandenburg ein böhmischer Meister eingetroffen — Heinrich von Veitmeritz nennt er sich —, der weiß überaus zierliche Bildwerke in Holz zu schnitzen und mit köstlichen Farben und Gold zu zieren. Er wird gern bereit sein, deinen Wunsch zu erfüllen. Doch horch, welch ein Lärm geht durch das Dorf, das sind nicht mehr die trunkenen Freien im Krüge.“

„Ich höre ein Pferd galoppieren,“ rief Tjade, „das klingt mir wie der Galopp eines Rosses aus dem Briesztall meines Herrn, des Komturs. Er kommt durchs Dorf; aus jedem Gehöft begrüßen ihn laut bläffend die Hunde.“ Alle drei erhoben sich und gingen hinab zur Straße. Da kam auch schon an der Kirche vorbei ein Reiter gesprengt; es war der Witting¹⁾ des Komturs in seinem leidsamen Wappenrode. Er hielt seine Schwester²⁾ an, sprang ab und trat an die Harrenden heran.

„Mein Herr läßt euch künden,“ sagte er gut deutsch, nur mit dem weichen Tonfall der Eingeborenen redend, „es geht Geschrei durch das Land, die Litauer sind eingefallen in das Land Wehlau, die Wachten sind zu bestellen.“

Frau Rea trat erbleichend einen Schritt zurück; die beiden Männer aber, der alte wie der junge, machten gleichzeitig, obwohl sie unbewaffnet waren, eine Bewegung, als griffen sie

¹⁾ reitender Bote, ²⁾ Stute.

zum Schwert. Frau Rea sah auf ihren Sohn und erbleichte tiefer. Aber ihre Stimme klang hell und gefaßt, als sie laut über Straße und Hof zum Pferdestall hin nach dem Großknecht rief; man hörte, es war eine Stimme, gewohnt zu befehlen. „Sattle dein Pferd, Klaus!“ rief sie, „die Kriwule¹⁾ soll umgehen!“ Der Witting grüßte, stieg auf und sprengte ins Halbdunkel davon, um noch in der Nacht in Brandenburg zu sein. Kaum eine Viertelstunde später trabte der Großknecht Klaus durchs Dorf und entbot die Bauern zum Schulzenhofe. Bald waren sie alle zur Stelle. Rea teilte ihnen die Botschaft des Komturs mit und sagte: „Jetzt ist es Zeit, Ratsleute, einen Mann zu küren, der des Schulzenamts waltet. Ich denke, eure Wahl wird auf den Nachbar Friedrich Grafe fallen.“ Aber der älteste der Ratsmänner, Harms Hinkeldey, sprach: „Mit Verlaub, Frau Schulzin, der Erbe des Schulzenamts steht vor uns, und wenn er auch noch jung ist, wir hegen zu ihm Vertrauen; er ist seines Vaters Sohn.“ Tjade schwieg und trat bescheiden zurück; aber straff richtete sich sein geschmeidiger Leib empor und wiederum fuhr seine Rechte zur linken Hüfte, als hinge das Schwert bereit.

Da alle Mannen dem Sprecher Beifall zollten und auch Friedrich Grafe in seinen Wunsch bereitwillig einstimmt, so sagte Frau Rea, tief Atem holend: „Wenn ihr es wollt, Nachbarn, so sei es,“ wandte sich um, ergriff ihren Sohn bei der Hand und sprach: „Walte des Amtes, wie es dein Vater tat, den Leuten zumute, Gott zu Ehren!“

„Nachbarn,“ rief Tjade, „wenn ich euer Schulze sein soll, nun wohl an, ich will es in Gottes Namen; doch euch, ihr Ratsmänner, bitt' ich um Rat und Hilfe, von jedem Nachbar aber erwarte ich Erfüllung der Pflicht und Gehorsam den Befehlen meines Herrn. Morgen früh um 6 Uhr werden wir uns unter der Linde auf dem Kirchhof versammeln und das Los werfen, wer als Zehnter zur Reise bereit sein muß. Und du, Krüger, erscheinst mit dem Wappewagen²⁾ damit wir sehen, ob der Gaul beschlagen und die Nabe geschmiert ist.“

Freudig aufhorchend hörte der Baumeister, mit welcher Bestimmtheit der junge Mann sein Amt übernahm, und zu der Mutter sich wendend, sprach sprach er: „Das ist des Vaters Blut und Geist, was aus ihm spricht. Mit Gottes Hilfe wird er's schaffen.“

Am anderen Morgen in aller Frühe sattelte Meister Hans von Werben sein Ross und ritt, nachdem er von seinen Verwandten herzlich Abschied genommen, geraden Wegs nach Königsberg, vielleicht daß ihn der oberste Marschall zu nützlichem Werke auf der Burg zu Ragnit oder an der Memelburg würde gebrauchen können. Auf dem Kirchhof aber versammelten sich die Bauern, der junge Schulze gewappnet mit Brünne und Helm, das alte Schwert des Vaters an der Seite, die Mannen alle schwertgegürtet und auf dem Haupt die Lederkappe. Die Lose wurden geworfen, die Zehnter bestimmt, die auf die Reise gehen und die daheim zum Wadtdienst bleiben sollten. Gegen Mittag kam der Komtur von Brandenburg, Herr Heinrich von Cheleben, auf dem Wege zur Heerschau in eigener Person durchs Dorf geritten. Vor der Schulzerei machte er halt und befahl, die Leute zusammenzurufen. Im Nu waren alle zur Stelle, zum Dienst bereit. „Hier wird es klappen,“ sagte der hohe Herr und nickte dem jungen Schulzen, der steif aufgerichtet neben seinem gezäumten Dienstrosse stand, gnädig zu. „Hier braucht mein Schreiber keine Mahnung zu vermerken.“ Und damit ritt er weiter. Am Abend kam der Befehl, der Schule von Lichtenhagen führt die Zehnter aus den deutschen Dörfern des Kirchspiels auf dem geraden Wege nach Friedland, die Wappewagen sammeln sich zur Verfügung des Herrn Hauskomturs in Uderwangen! So zog jung Tjade am andern Morgen aus. Frau Rea stand in der Tür und schaute dem Sohne nach. Der Abschied war kurz gewesen, keiner von beiden liebte es, seine Gefühle zu zeigen, und den Mann erfüllte der Eifer der Tat. Neben ihm ritt ein rüstiger Knecht, der trug Harnisch und Helm hinter sich verpackt; es folgten die Bauern mit dem Rüstwagen, der bestimmt war, bei der Reise das Geräte der Herren zu führen. Von Dorf zu Dorf vergrößerte sich der Zug, die deutschen Bauern schlossen sich an, die preußischen Freien aber auf ihren kleinen Pferden, ritten gesondert. Wenige Wandere³⁾ nur begegneten dem Zuge, Boten der Herren und flüchtige Preußen, die zu erzählen wußten, daß die Litauer bei Wehlau über den Pregel geschwommen seien und östlich der Alle bis Gerdaun hin heereten. Zornig vernahmen die Männer solche Kunde, und eifriger trieben

¹⁾ Ladung, Aufgebot, ²⁾ Kriegswagen.

sie die Pferde an. Aber als sie nach langem Marsche in Friedland anlangten, ward ihnen die Nachricht, daß die Räuber schon wieder davongeflohen und auf dem Rückmarsche in die Heimat begriffen seien. Nur Grenzwächter und Streiter wurden ihnen nachgeschickt, um ihren Weg zu beobachten und ihnen womöglich von der Beute an Menschen und Vieh wieder abzufügen, was dem Rückzuge nicht schnell genug folgen konnte. Das übrige Aufgebot ward wieder heimgeschickt. So mußte Tjade, Dietrichs Sohn, ohne Heldentaten nach Hause zurückkehren. Sonderbar war's, war nicht das Roß ganz anders gegangen auf dem Hinauszuge? Warum stolperte es jetzt und reizte den Herrn zur Ungeduld, daß er ihm den Kopf hoch und die Sporen gebrauchte, wo es sonst nicht not tat? Der Knecht, der neben ihm ritt, sonst maulfaul wie nur ein echter Niedersachse, ward plötzlich gesprächig. „Mich dünkt, Herr,“ sagte er, „wir werden fales Wetter bekommen, das gibt schlechte Wege. Eine Reise im Spätherbst bringt niemandem Freude noch Gewinn. Aber ihr werdet gut tun, daheim mit dem Schmiede zu sprechen, damit er Euch Eistollen macht für Euer Roß, wenn etwa die Herren eine Winterreise planen. Ihr wißt doch, noch niemals haben die Herren in Preußen vergessen, Vergeltung zu üben, wenn Feinde das Land tränkten.“

Und wie der Knecht gesagt, so kam es. Kaum waren die Weihnachtsglocken verklungen, so erging abermals das Geschrei durchs Land, jetzt aber nicht zur Abwehr des Feindes, sondern zur Reise nach Litauen hinein. Diesmal ritt Tjade ohne die Bauern, nicht als Schutz, sondern als Dienstmann des Ordens von seinen freien Hufen. Nur der Knecht begleitete ihn.

Frau Rea saß am Herde ihres Hauses. Ihre sonst so fleißigen Hände ruhten im Schoße, gedankenvoll blickten ihre Augen in das züngelnde Feuer. Sie hatte am Morgen das Fest Maria Lichtmess in der Kirche gefeiert und sann nun über das Bildwerk, welches sie der Maria gelobt hat. So deutlich, als war's gestern gewesen, erschien vor ihrem Geiste das farbenprächtige Werk, das ins Land grühende Bild von Marienburg. Sollte sie ein kleines Abbild, wenn auch gering von Stoff u. Farben gegen das kostbare Urbild, für das kleine Kirchlein machen lassen?

Aus ihrem Innersten erhob sich da, sie wußte selber nicht wie, ein Widerstand gegen diesen Gedanken. Maria, die Himmelsfürstin, die Herrschende über herrschende Männer, das war nicht ihre Maria. Vielleicht damals, als Dietrich noch lebte, als sie stolz an ihres Mannes Seite durch Haus und Hof schritt, des besten Glückes voll, und an jenem seligsten Tage, als sie wie einst Maria ihren Erstgeborenen in den Arm hielt, da hätte sie ihre Freude an Maria, der hochgemuten Himmelstönigin und Gottesmutter gehabt.

„Ich lasse es, bis mein Sohn heimkehrt,“ dachte sie und erhob sich, um schlafen zu gehen. „Gott helfe uns zu besseren Zeiten. Wie groß ist der Frauen Not, wenn sie Witwen sind und wenn sie Mütter sind.“

Drei Wochen später kamen zwei Männer durch den nassen Märzschnee von Königsberg nach Lichtenhagen geritten. Meister Hans von Werben und der Knecht vom Schulzenhose. Kein Hund schlug an, als sie hielten. Schweren Schrittes gingen sie zur Pforte, und die Einlaß heischende Hand zögerte zu klopfen. Da öffnete Frau Rea die Thür. Starr sah sie dem Schwager ins Gesicht. Schweigend kehrte sie um und setzte sich in den Stuhl am einsamen Herde. Der Meister trat ein und legte stumm ein Schwert auf den Tisch, ein nur allzu wohlbekanntes Schwert! Tief in Litauen war das Ordensheer eingedrungen, bis ihnen die Uebermacht der Fürsten Olgerd und Rynstut verbunden mit gewaltigen Scharen russischer Hilfsvölker Halt gebot. An den schollenbedeckten Ufern der Strebe begann ein fürchterlicher Kampf. Die feindliche Uebermacht war zu groß, die Deutschen schienen verloren; aber die Himmelstönigin hatte alles zum Guten gewendet. Ein herrlicher Sieg über die Heiden ward errungen. Heldenmütig kämpfend fiel Tjade; er starb in den Armen seines treuen Knechtes, auf dem Schlachtfelde wurde er in geweihter Erde gebettet. — Es war still im Schulzenhause. Gefenken Hauptes saß Frau Rea am Herde. Einst war sie Maria, gebenedeit unter den Frauen, jetzt Maria, durch deren Herz tausend Schwerter gingen.

Im Sommer kam eine neue Kunde nach Lichtenhagen. Voll Dankes zu Gott und der Jungfrau Maria, die dem Orden herrlichen Sieg an der Strebe beschert hätten, stiftete der Hochmeister zu Königsberg ein Jungfrauenkloster. Reiche Mitgift sollte es erhalten, unter anderem auch das ganze Dorf Lichtenhagen. Da sandte Frau Rea einen Boten zum Meister Heinrich von Leitmeritz, daß er nach Lichtenhagen käme. Zwei Tage danach schritt sie mit dem Meister zum Gotteshause und besprach dort

mit ihm die Maße des Flügelaltars, den sie bauen wollte. Das Hauptbild sollte Maria sein, wie sie die Leiche ihres Sohnes auf dem Schoße hält, und sollte solches eine Erinnerung sein an die Schlacht, und sollte ein Trost für alle Mütter sein, welche meinten, daß nie ein Schmerz so groß gewesen wäre wie ihr Schmerz.

Meister Heinrich blickte die Frau an, die vor ihm saß, mit ihren tränenlosen Augen, mit dem schmerz erfüllten Munde und dem ein wenig gebeugten Nacken, und er wußte, wie er das Bildnis der schmerzreichen Mutter formen würde.

Mehr als ein halbes Jahrtausend ist vergangen, seit der Flügelaltar mit dem Madonnenbilde enthüllt ward. Der Staub derer, die es schufen und machten und sich an ihm freuten, ist längst verweht. Zwei ungeheure Linden am Nordgiebel sind vielleicht Zeugen jener Tage gewesen, so behauptet die Sage, die von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wird. Aus dem Marienkloster ist das „Große Lobrechtsche Hospital“ geworden, dessen Wappen in der Kirche hängt.

Wenn die Gemeinde in dem alten Gotteshause sich sammelt, durch die letzte der uralten Glocken gerufen, dann sitzen viele Frauen unter dem Bilde der Maria, die ihren toten Sohn auf den Knien hält. Nie gab es so viele Frauen, als zu dieser Zeit, deren Los dem der Maria glich. Mit dem Schwerte in der Seele zahlen sie, daß sie einst gesegneter und seliger als andere waren.

„Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

- Sonntag, 4. Juli: 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Blumenau; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Garcia.
Sonntag, 11. Juli, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Belchior; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 18. Juli, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Blumenau; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Itoupava norte.
Sonntag, 1. Aug., 10 Uhr vorm.: Gottesd. i. d. Belha-Tiefe; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau. (Kriegsgedächtnis.)
Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

- Sonntag, 11. Juli, 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava; danach Versammlung der Ältesten und Delegierten.
Sonntag, 18. Juli, 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Gottesd. in Massaranduba, Schule 58.
Pfarrer Ratsch.

Evangelische Gemeinde Timbo.

- Sonntag, 11. Juni, 1 $\frac{1}{2}$ 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Timbo; 2 Uhr: erste Versammlung der künftigen Konfirmanden.
Sonntag, 18. Juli: Gottesd. in Rio Abda.
Sonntag, 25. Juli: Gottesd. in Carijos; danach erste Versammlung der künftigen Konfirmanden.
Sonntag, 1. Aug.: Gottesd. im Freiheitsbad.
Sonntag, 8. Aug.: Gottesd. in Benedetto-Novo.
Sonntag, 15. Aug.: Gottesd. in Cedro Alto.
Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

- Sonntag, 11. Juli: Gottesd. in Testo Central.
Sonntag, 18. Juli: Gottesd. in Pommerode.
Sonntag, 25. Juli: Gottesd. in Benjamin Constante.
Sonntag, 1. August: Gottesd. in Obere Rega.
Sonntag, 8. August: Gottesd. in Rio Serro.
Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Brusque.

- Sonntag, 25. Juli 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Gottesd. mit Einsegnung, danach Beichte u. heil. Abendmahl.
Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

- Sonntag, 11. Juli, 3 Uhr nachm.: Gottesd. in der Serrastrasse, Km. 82.
Sonntag, 18. Juli: Gottesd. in S. Bento, anshl. Kinderlehre.
Sonntag, 25. Juli: Gottesd. in Humboldt.
Pfarrer Ortman.